

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1912**

295 (17.12.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 94

# Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 94. Karlsruhe, Dienstag den 17. Dezember 1912. 32. Jahrgang.

## Inhalt der Nr. 94:

Die Flucht nach Ägypten. — Der Kampf gegen den Alkohol. — Alerlei. — Für unsere Frauen. — Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

### Die Flucht nach Ägypten.

Es kommen im Leben eines jeden Mannes, der seiner Reife entgegengeht, Jahre, wo er nur noch eine einzige Angst hat: die Angst, mit seinen Jugendfreunden zusammenzutreffen. Das letzte, was ihm mit ihnen verband, die Frage: „Weißt du noch?“ ist für ihn verloschen wie ein noch gerade glimmender Funke. Er löst ihm einen unsagbaren Widerwillen ein, und dieses: „Weißt du noch?“, woran sich infolge des Mangels an sonstigen Verührungspunkten der alte Schwall immer wiedererzählter Schulanedoten über die Lehrer und eigenen heiterer und geschmackloser Streiche hängt. Er will nichts mehr wissen, weil alles vergangen und neu geworden ist. Für ihn wenigstens. Da wirken Besuche von Jugendfreunden peinlich, lähmend, fast aufreizend.

Das erfährt jeder, der seiner leise abmahnenden Stimme nicht folgt, wenn einmal der Briefbote eine Einladung zu einem 25jährigen Jubiläum der Maulselzeit bringt, in welcher Skriptis der Satz nie fehlt, daß trotz der durch das harte Leben eingetretenen Verschiedenheiten in der Weltanschauung die Grundlagen gemeinsamer Erlebnisse auf der Schulbank doch eine unzerstörbare Zusammengehörigkeit schaffe, deren Reiz man sich nicht entziehen könne.

Otto Jacobi, der evangelische Pfarrer in dem großen Weindorf am Rhein, Oskar Zwied, der radikale Redakteur in der industriellen Großstadt und Erwin von Büddecke, der nunmehr berühmte Chirurg und Frauenarzt, sie hatten alle drei am gleichen Morgen in der Abendzeit, als die besagte Einladung vom Briefboten gebracht worden war, das Gefühl, daß sie sich diesem Reiz sehr wohl würden entziehen könnten. Wer sie zu gleicher Zeit gesehen hätte, wie sie, nicht verächtlich, aber doch mit sachlicher Teilnahmslosigkeit und einer pietätvollen Besorgtheit in den Jügen das gedruckte, vom seinerzeitigen Primus der Ober-Prima unterzeichnete Einladungsschreiben auf die Seite legten, hätte geschworen, sie würden sich zur 25jährigen Abiturientenfeier nicht einfinden. Alle drei wurden von dem leisen Grauen der geistigen Dede erfasst, welche das Leben der meisten ihrer Mitschüler in jenen Jahren einer versprochenen und doch nie sich zeigenden Blüte ausfüllte.

Wer weiß, warum sie alle drei dennoch zu der Feier gingen?

Und merkwürdig! Alle drei kamen ein wenig zu spät. Sie hatten aus beruflichen Gründen den Zug, der sie zum allgemeinen Empfang an den Bahnhof der kleinen Kreisstadt bringen sollte, veräumt und fanden die früheren Schulkameraden in dem kleinen, nunmehr modern restaurierten Nebenzimmer der Bierbrauerei, wo sie vor einem Vierteljahrhundert die erste Jugendkraft in poetisch unklaren, aber auch unpoetisch deutlichen Liedern in den rauchigen Bierdunst sangen, schon in anregendster Unterhaltung und hörten die alten Anekdoten, wie der Professor Soundso seine Nase putzte und dann das Taschentuch befaß, ob nicht auch ein Haar seines dürrigen Schnurrbartes dran hängen geblieben sei, und auch manche besseren Scherze als diese nach langer Zeit wieder zum erstenmale, zunächst mit fröhlicher Duldung, schließlich aber ohne befehlertes Entzünden.

Nachdem die Fidelitas schon proklamiert und die allgemeine Animertheit schon so hoch gestiegen war, daß nach den mancherlei, teils mit Achtung, teils mit Bewunderung, oft aber auch mit geheimer höhnischer Kritik angehörten offiziellen Reden, sich die ganze kleine Festversammlung schon in Gruppen aufgelöst hatte, wobei die

schauspielerisch veranlagten Jubilare die alten Sonderlinge unter den früheren Lehrern unter dröhnenden Beifall in Stimme und Haltung mimten, führte weniger der Zufall, als der einfache Umstand, daß die drei Genannten sich eigentlich keiner der Gruppe herzlich anzuschließen vermochten, sie zu einem Trifolium Uedriggeliebener zusammen.

Sie waren sich in der gemeinsamen Schulzeit nie besonders nahe gestanden und hatten sogar alle drei auf gewisse Distanz untereinander gehalten; mehr aus einer gewissen Wesensverschiedenheit heraus, denn aus Gründen persönlicher Abneigung. Nun aber verband sie auf einmal das gleiche, fast in der gleichen Sekunde entschöpfte Gefändnis:

„Nun sagt einmal: es ist doch einfach grauhaft.“ Der Mediziner, der in der kurzen Zeit zu einem der berühmtesten Univeritäts-Professoren Deutschlands geworden war und stets starke Ausdrücke liebte, hatte mit diesen Worten den Grundton angegeben. Der Pfarrer, der mit seinem intelligenten Phlegma immer noch eine leise, gutmütige Ironie verband, meinte: „Ich habe schon erhabeneren Konfistorien beigewohnt!“ Und der sozialdemokratische Redakteur, der zwar, wenn es sein mußte, mit Schwefelsäure schreiben konnte, aber sonst gern schwieg, brummte die Worte: „Unter aller Kanone!“

Erfreut, ganz wider Erwarten wenigstens einen gemeinsamen Verührungspunkt, wie der Pfarrer das nannte, gefunden zu haben, setzten sie sich zusammen und bestellten eine Flasche von dem edlen, leichten Landwein, der in der Umgegend wuchs. „Anregend und ohne narztische Nebenwirkungen“ — konstatierte wissenschaftlich der Professor, als er mit dem befriedigten Nächeln, das ihn als einen menschenfreundlichen Eudämonisten berriet, den ersten Schluck mit der Technik des Kenners probiert hatte. Der leichte gute Wein ging wie ein guter Geist in den Dreien, entdeckte noch andere Verührungspunkte in ihrem Innersten und ganz zwanglos zeigte sich nach kurzer Zeit das erste Ende eines nicht banalen Gesprächs, das man nur zu halten und aufzuwickeln brauchte. Weniger durch bekenntnisreiches Aussprechen als gewissermaßen durch tastende Paradoxe, die ein jeder den anderen Beiden hinwarf, um sich hinter die Karten zu setzen und dabei die eigenen zu verdecken, kam die Unterhaltung in Gang und das Erkennen wurde immer größer, als die drei fanden, daß ihre innersten Empfindungen über den Fall Katho und Traub fast die gleichen waren, wie über die Entwicklung der Flugtechnik, den Balkankrieg, Gata 606, sowie den „neuen Menschen“ überhaupt und das „neue Weib“ im besonderen. Erst als auch die Massenfrage, die Degenerationsbestimmernisse der reinen Arier sich zwischen den Gläsern hindurch entwickelte und vor die drei Perionen stellten, schien es, als wollte Konfliktstimmung eintreten. Der Professor schlug mit den Spigen seiner vom vielen Desinfizieren ganz runzig und alt aussehenden, aber geschmeidigen, schlanken Hand hart auf die Tischplatte und sagte:

„Alles Schwindel, laßt mich doch damit!“ Und an den Redakteur wandte er sich, zwar nicht erzürnt, aber doch ernst mit dem Angriff: „Und Ihr macht ja unfreiwillig den ganzen Schwindel mit dem Rangenmanismus und der alleinigmachenden Indo-Germanerlei auch mit! Ihr schämt Euch ja, in Euren Blättern vom Weihnachtstfest zu reden. Sonnenwendfeier heißt ihr! Und Ihr laßt in Euren Leitartikeln die alten, verlassenen Germanen-Säuptlinge auf ihren Säulen heldenhaft über die brennenden Holzstöße setzen! Wunderbarer Effekt!“

Der Angegriffene blieb ganz ruhig und drehte seinen Schnurrbart mit seiner unerklärlichen Ruhe. Der Professor nahm wieder einen kleinen Schluck und fuhr dann ruhiger weiter:

„Warum laßt Ihr denn nicht bei der alten und ewig neuen, wunderbaren und nie ganz begriffenen Geschichte

- 10. Revolverfabrikation
- 11. Zigarfabrikation
- 12. Zigarettenfabrikation
- 13. Zigarettenfabrikation
- 14. Zigarettenfabrikation
- 15. Zigarettenfabrikation
- 16. Zigarettenfabrikation
- 17. Zigarettenfabrikation
- 18. Zigarettenfabrikation
- 19. Zigarettenfabrikation
- 20. Zigarettenfabrikation
- 21. Zigarettenfabrikation
- 22. Zigarettenfabrikation

## Für unsere Frauen.

### Kein Witwengeld, kein allgemeines Frauenwahlrecht.

Am 14. November beriet die zweite holländische Kammer die Amendements zum Invaliditätsgesetz, die sich in der Hauptsache darum drehen, daß auch der Witwe, die nach dem holländischen neuen Invaliditätsgesetz beim Tode des Ernährers ganz leer ausgehen soll, eine Rente zuerkannt werde. Diese Forderung vertrat selbstverständlich nach allen Kräften der sozialdemokratische Abgeordnete Gelsdingen. Von freisinniger Seite kam der Vorschlag, diese Forderung auf ihre Durchführbarkeit hin zu prüfen. Am 21. Stimmen erklärten sich für die Witwenrente, und so wurde die Forderung, die holländischen Arbeiterinnen vor der schwersten Not zu schützen, verworfen.

Zum nächsten Jahre, 1913, werden die Neuwahlen für die zweite Kammer in Holland vorgenommen. „Genossen, denkt der Tat, seid auf dem Posten für die neue Wahl, seid gerüstet für den Kampf!“, so schreibt die „Proletarische Vrouw“. Holland feuzt bekanntlich unter einer sogenannten „christlichen“ Regierungsmehrheit, die nach Klassen gewählt wird, nach dem Weisheit, und welche Hunderttausende von Arbeitern fast ganz rechtlos läßt. Diese schwarze Majorität zu stürzen, ist der innigste Wunsch des holländischen Proletariats. Auch die Liberalen, die sich aus drei Gruppen, ähnlich wie in Deutschland, zusammenfassen (Die „Liberalen Union“, die „Freien Liberalen“ und der „Freisinnig-demokratische Bund“) erstreben das gleiche Ziel. Amüsant ist es, wie diese Liberalen sich in ihrem sogenannten „Konzentrationsprogramm“ zum Frauenstimmrecht verhalten. Als grundlegende Forderung stellen diese Liberalen zunächst die Einführung des „allgemeinen Wahlrechts für die Männer“. Aber weil das Frauenwahlrecht schon lange von ihnen bei ihren Wahlen verprochen worden ist, und sie die Hilfe der bürgerlichen Frauen immer gern akzeptiert haben und besonders in dem schweren Jahr 1913 nicht entbehren möchten, heißt es auch in ihrem Programm: „Die Gelegenheit, der Frau das Wahlrecht zu verschaffen, muß gesucht werden, aber ohne daß deshalb Forderungen des allgemeinen Wahlrechts zurückgestellt werden.“ Die dem Frauenwahlrecht im Weg stehenden Hindernisse sollen weggeräumt werden.“ Um diese Gelegenheit herbeizuführen, wollen sie bei Aenderung der Verfassung, denn bei Einführung des allgemeinen Wahlrechts müßte ja die Verfassung geändert werden, das Wort „männlich“ (männlicher Wähler) gestrichen haben. Dem allgemeinen Wahlrecht für Männer wagen sich die Liberalen der aufstrebenden holländischen Arbeiterschaft wegen nicht öffentlich zu widersetzen, aber dem „allgemeinen Frauenwahlrecht“ stehen sie weit weniger sympathisch gegenüber. Der Großindustrielle Stort möchte nur der „selbständigen“ Frau das Wahlrecht zuerkannt wissen, und der „Freisinnige“ Klemp van Duivenland verplumpe sich dahin, daß ein „beschränktes Frauenwahlrecht“ die revolutionären Folgen des allgemeinen Männerrechtes einzuschränken geeignet sein dürfte. Die holländischen Genossinnen wissen genau, welche eine Gefahr ein „beschränktes Frauenwahlrecht“ für den Sozialismus bedeutet, und sie werden Seite an Seite mit den männlichen Genossen in den Wahlkampf des Jahres 1913 ziehen, um für das wirkliche allgemeine Wahlrecht für Männer und Frauen ihre Kräfte einzusetzen.

### Eine konservative Stimme gegen den „Anti-Bund“.

In einer längeren Zuschrift an die „Deutsche Tageszeitung“ wurde kürzlich darüber gebühert, daß der „Deutsche Bund zur Bekämpfung der Frauenemancipation“ endlich entstanden sei, daß der deutschen Frauenbewegung endlich von dem rechten Mann, von dem Professor Sigismund-Weimar, ein kräftiges „Salt!“ entkaentone. Unter anderem hieß in dieser Jubel-

ouvertüre: „Konserbative Vereine haben deren Professor Sigismund und dem Führer der christlich-nationalen Gruppen zu Vorträgen eingeladen... Es habe sich auch bereits gezeigt, daß sich nicht nur nationalliberale, sondern sogar freisinnige Stimmen für die Gegenbewegung erheben...“

Daß sich auch freisinnige Stimmen in diesem Jubelchor befinden, bezweifeln wir nach der Mannheimer Tagung der Fortschrittlichen Volkspartei keinen Augenblick. Über mit besonderem Vergnügen möchten wir an dieser Stelle konstatieren, daß die Konserbativen auf dem Gebiet der Frauenbewegung doch schon etwas weiter zu sein scheinen, wenigstens schreibt „Das Neue Deutschland“, Zeitschrift für konservativen Fortschritt, über die Tagung des Bundes zur Bekämpfung der Frauenemancipation, die neulich in Berlin stattfand: „Wir haben wohl zum Ausdruck gebracht, daß wir Auswüchse der Frauenbewegung nicht gut heißen, deshalb aber überhaupt der Frauenbewegung jede Verechtigung abzuspochen, ist politisch so verfehlt, wie möglich. Das aber tut jetzt der Bund zur Bekämpfung der Frauenemancipation, der anfänglich wesentlich besser operierte. Was er in seiner Hauptversammlung geleistet hat, war so ungefähr in konservativem Sinne das Unklügste, was sich denken läßt. Denn indem man eine herartige Verhältnistlosigkeit der Frauenbewegung gegenüber bezeugt, treibt man ja geradezu die Frau zum Radikalismus. Das schlimmste leistete die in dieser Beziehung Graf Reventlow, der die Frauenbewegung eine interessante Bewegung nannte, die in jeder Hinsicht mit der Sozialdemokratie zusammenhänge. Wenn Teile der Frauenbewegung auf nationalem Wege zu stehen glaubten, so sei das ein Unglück. Er verwechselte hierbei beständig die uns genügsam bekannten lobenden Weibergehaltn mit jenen Frauen, die nichts anderes wollen, als Berücksichtigung der völlig veränderten Stellung der Frauen in der modernen Wirtschaft. Was hilft es denn, in Behtlagen und Anklagen darüber auszubrechen, daß die Frau heute ins Leben hinausgetreten ist, was hilft es, daß man ihr vorhält, sie gehöre ins Haus, wenn der moderne Kapitalismus die gewerbliche Tätigkeit, die die Frauen innerhalb des Hauses ausübten, heute zum großen Teil an sich gerissen und so die Frau aus dem Hause geschleudert hat? Das ist kein Politiker, der sich damit begnügt, hier die Hände zu ringen und leere Vorhaltungen zu machen. Ueber das Wirtschaftliche hinaus aber vermüssen wir bei diesem ganzen Bunde das ernste Verständnis für eine Bewegung, die doch nicht nur kleine Kreise der Frauen oder Proletarierinnen ergreifen hat, sondern die wie ein Sturmwind durch einen großen Teil der deutschen Weiblichkeit hindurchgeht. Dieses Verständnis für etwas Tiefbegründetes sollte man gerade von einem konservativen Politiker verlangen.“

Diese konservative Stimme scheint mir doch geeignet, einen kleinen Wink in die Jubelouvertüre der „Deutschen Tageszeitung“ zu bringen.

### Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Partikularhandlung bezogen werden.) Die Gallen, Nieren, und Blasensteine und deren einheitliche Entstehung, sowie ihre Verhütung und Heilung durch Bluteinfäuerung und Blutregeneration. Von Dr. med. Walter B. Auflage. Hof-Verlagsbuchhandlung Edmund Demme Leipzig. (50 Pf.) Den Gallen, Nieren- und Blasensteinen liegt nach dem Autor dieselbe einheitliche Ursache wie dem Asthma, der Gicht und vielen anderen Krankheiten, nämlich „Ueberschuß an Blut- und Säure“ zu Grunde.

Arterienverkrüftung des Herzens und des Gehirns. Ursachen, Verhütung und Behandlung mit besonderer Berücksichtigung der Lähmungen und des Schlagflusses. Von Dr. Homburg und Dr. Walzer. 11. Auflage. Hof-Verlag von Edmund Demme, Leipzig. (50 Pf.) Abgenutzte, unbrauchbare, vom Organismus nicht aufnehmbare Stoffe suchen sich überall da festzusetzen, wo ihnen der Organismus den schwächsten Widerstand bietet, mehr oder minder große Schädigungen der gesamten Lebensverrichtungen sind die Folge. Eine dieser Schädigungen schwerster Art ist die in ihren Grundrücken noch immer nicht ganz feststehende, dafür aber nach ihren äußeren Merkmalen und nach ihren Beschwerden nun so bekannte, in der Jetztzeit leider besonders stark verbreitete Arterienverkrüftung oder Verhärtung d. i. die chronisch verlaufende Form der Arterienentzündung, mit erschwerterem Kreislaufe des Blutes in den Schlag- oder Pulsadern. Der 50jährige Arzt Sir Thomas Crossby sagt: Achten Sie vor allem auf Ihre Arterien! Ein Mensch ist genau so alt wie seine Arterien. Wenn sie degenerieren, schöpft sich das Blut im Gehirn oder sonstwo an, und man ist fertig. Wie diese Krankheit entsteht, wie sie verhütet und behandelt wird, lehrt das billige Büchlein.

von der Geburt eines armen Menschen, der ein König war im Reiche des Geistes und der Seelen? — Und mit einer humoristischen Verbeugung gegen den Pfarrer bemerkte er:

„Ich glaube nämlich an eine! An eine Seele. — Mit dem Bistouri und den Zangen habe ich sie zwar noch nirgends aufgespießt, und doch, ich kann nicht anders. Der Deibel soll mich holen, wenn ich seit 25 Jahren offiziell in einer Kirche war, aber das sag ich Euch: In der Weihnachts-Grüßmesse, im Korate, wie sie das bei uns nach dem alten geheimnisvollen Lied heißen: Korate coeli:

„Lasset Himmel den Gerechten,  
Wolken regnet ihn herab“

da bin ich jedes Jahr incognito und immer wieder stellt sich vor mich das Problem — so sagte er mit einer leisen, ironischen Betonung, gerade wie um die eigene Ergriffenheit zu maskieren, warum trotz aller Theaterspielerei in den Kirchen, wie trotz aller Aufklärung der sogenannten Freidenker die Menschheit seit zwei Jahrtausenden in ihren besten Vertretern, den Künstlern und Dichtern, ein Mädchen nicht vergessen kann, das einmal in einer herben Winternacht irgendwo in einem Stall einen kleinen Bubchen bekam, ohne den richtigen Vater dazu zu haben. Die anderen zwei hörten still und voller Staunen zu. War das der als Pnyiker und Beschnitt bekannte Chirurg und Frauen-Verächter?

Er mußte die Verwunderung der beiden Schulkameraden bemerkt haben, denn auf einmal brach es aus ihm heraus: „Ihr seid ja Waisenknaben des Lebens, nehmt mirs nicht übel, ihr auf Euren beiden Kängeln, auf der der Kirche und der im Versammlungssaal. Aber wißt Ihr denn, was das für eine — und er sagte ein sehr hartes Wort — ist, die Arbeit in unsern Frauenkliniken. Warum und wie da 90 Prozent aller Frauen Kinder auf die Welt bringen! Und was für Kinder!“

Im Duse!, in der Gemeinheit erzeugt, in ... Er brach kurz ab: „Es ist ein einziges großes Entsetzen.“

Die beiden anderen schwiegen, weil sie wohl beide fühlten, daß die Hauptfrage noch kommen sollte.

Und sie kam.

„Und wißt Ihr denn, daß es für einen richtigen Arzt ein Wunder und etwas Heiliges ist, wenn er einem Weibe in ihrer schweren Stunde, die still, demütig voll der großen Tragik des Glücks, dienen kann? Daß ein Mensch und Professor und „Geheimer Hofrat“ — damit rettete er sich wieder vor sich selbst — innerlich vor einer Patientin kniet, wenn sie eine ganz reine Frau, manchmal nur ein einfaches Mädchen ist, während er äußerlich den gewaltigen Beherrscher der Klinik markieren muß!“

Die beiden anderen konnten immer noch nichts sagen. Und während die schon sehr laut gewordene, behagliche Unterhaltung und der Beifall über die alten Schulweisheiten die Worte des Erzählers unter dem kleinen abseits sitzenden Trifolium im Räum, Tabakqualm und Bierdunst ganz untergingen, sagte der Kliniker: „Habt Ihr Euch eigentlich schon einmal darüber Gedanken gemacht, weshalb dieses arme Mädchen mit dem schönen bebräunten Namen Miriam, das, geschützt von einem einsichtigen und menschenfreundlichen älteren Manne, unter den „denkbar unhygienischsten“ Verhältnissen in jener Weihnachtsnacht einen kleinen Bubchen bekam, dessen nur dreijähriges Wirken in der Doffentlichkeit — wie man heute sagen würde — die Weltregel in eine andere Art des Rollens brachte, wenn man auch zunächst nicht viel davon merkte! — er atmete tief auf — und fuhr weiter: „... habt Ihr denn darüber nachgedacht, weshalb das Gedächtnis an dieses arme Mädchen die größten Künstler der 19 Jahrhunderte seither, die Maler, die Bildhauer, die Musiker einfach nicht in Ruhe gelassen hat? Aus welchem Grunde sie gerade sie mit ihrem Knaben zusammen immer wieder darstellten, so wie sie sich ungefähr dachten, wie die beiden angesehen haben?“

Er fuhr sich wie in einer Art rebellischer Verlegenheit durch seine kurzen, nicht gerade sehr modisch frisierten Haare des energischen, klugen Kopfes und fügte mit ganz stiller Stimme hinzu:

„Und dabei war doch ihr Kind, wie man das heute

standesamtlich ausdrücken würde, in aller Form — unehelich?“

Der Pfarrer, der zu der liberalen Richtung gehörte, die alles für möglich und nichts für unwahrscheinlich hält, verlor angefaßt dieses Anspruchs aus dem Allerheiligsten seines Schulkameraden, der überall für einen frivolen Szeptiker genommen wurde, doch etwas die äußere Form seines intelligenten Plegmas und fragte sich verlegen hinter dem Ohr, als wolle er damit sagen, das seien doch seitens des Mediziners berufliche Gebietsüberschreitungen, von denen dieser nichts verstehe. Der sozialdemokratische Redakteur strich seinen Spitzbart, nicht aus eitlem Oberflächlichkeits, sondern wie das so seine Gewohnheit war, wenn irgend eine „Affäre“ anfang, für ihn interessant zu werden, oder gar sich aufzuklären. Er rauchte ganz kleine, kurze Züge aus seiner unproletarisch teuren Zigarette und hörte gespannt zu, was der Mediziner weiter zu erzählen hatte.

„Die Sache muß doch ganz einfach so liegen, daß einmal ein Weib, das vielleicht gar nichts Begehrntwertes hatte für einen Mann, sondern mit einer für alle anderen Lebenden reichen Seele in Dürftigkeit über die Erde schritt, auf einmal von der überwältigenden Empfindung erfaßt und erfüllt wurde, daß — um mich wieder einmal modern auszudrücken! — bei einer richtig organisierten Frauenemanzipation die Frau schließlich mehr oder weniger alles das auch leisten könne, was ein Mann an Arbeit und Hingebung an das Ganze zu tun vermag, Aerztin werden oder Schriftstellerin, oder Automobilführerin, und der Kuckuck weiß was; nur das eine nicht, das Wunder eines lebendigen anderen Menschen der Welt zu schenken. Ich weiß es nicht, aber vielleicht hat sich ihr die heilige Pflicht des Mutterberufs in seiner reinsten, unantastbarsten Form emporgewoben über alles untermensliche oder tierische, wenn Ihr wollt, geläutert von allen — wie die modernen Psychologen das ausdrücken — Lust- und Unlustempfindungen, daß in einer großen Stunde elementar der Wille zur Mutterchaft aus ihr hervorbrach mit einem demütig stolzen: „Herr, hier bin ich, ich Deine geringe Magd und will nicht in den Tod gehen, ohne Leben gegeben zu haben...“

Auf einmal mitten in der Rede brach der Sprecher unvermittelt ab, als schämte er sich, solche verborgene Gedanken und Empfindungen überhaupt hier preisgegeben zu haben. Sein Gesicht nahm jenen seltsamen Ausdruck an, welcher uns schon früher und jetzt wieder auf die Gedanken brachte, er sei im Grunde eigentlich ein bishen dumm. Aber während der eigentliche Sachmann unter den dreien, der Theologe, ein unbestimmtes duldames Rächeln zur Schau trug, das eigentlich nur seine innere Hilflosigkeit diesem Falle gegenüber verdecken sollte, legte der andere, der Heide und Atheist, dem alten, in einen ganz unerwarteten Ueberchwang geratenen Compendier ruhig und ermunternd die Hand auf die Schultern und sagte, indem er ihn zum erstenmal wieder bei seinem alten Biernamen nannte:

„Ned' nur weiter, Urs, die Sache kommt mir gar nicht so dumm vor, wie das bei unserem dritten im Bunde von der Junst zu sein scheint.“

Denn er konnte nun einmal auch in der frömmsten Sprache kleine Sticheleien nicht lassen. Der Pastor schien das wirklich krumm zu nehmen; denn die beiden Mundwinkel seines wohlwollend klugen Gesichtes zogen sich etwas herab, wie es gewöhnlich der Fall war, wenn ihm ein Sünder in seinem Studierzimmer etwas bekannte, das nur seiner toleranten Auffassung nach doch zu weit ging.

Und mehr zu dem ungläubigen Zeitungsmenschen, als zu dem gelehrten Gottesmann gewendet, erzählte der Kliniker, gerade wie ganz von vorn anfangend, eine Geschichte.

Das ist mir nämlich alles klar geworden oder — um mich präzisieren zu lassen — alle die Gedanken und dieses fast 2000jährige Rätsel ohne Lösung bekam nämlich einiges Licht, als ich so etwas erlebte, was a. B. Uebe in seiner heiligen Nacht gemalt hat, wo ein junges Weib an einem Winterabend im Schnee an einem Viehstall lehnt und ein älterer Mann eilt besorgten Schrittes ins nächste Dorf, wohl um sich nach einer Wehenmutter umzusehen.

Das war zur Zeit, wo ich in Leipzig erster Assistent der gynäkologischen Klinik war. Die Umgegend von Leipzig ist schon im Sommer nichts übermäßig schönes, aber im Winter ist es geradezu tödlich öde. Trotzdem hielt ich an meinen täglichen zweistündigen Abendmärschen fest, um innerlich und äußerlich von der Luft und den Eindringen der Klinik loszukommen und für anderes frei zu werden. Ich war eine kurze Strecke gegen Kieja hin mit der Bahn gefahren und walzte dann in dem wenige Zentimeter hohen Reuschnee drauflos, dem nächsten Dorf zu, dessen Name ich wahrhaftig nicht mehr weiß. Ich mußte mich verirrt haben und lebte mit meinem bekannnten alten Väterhunger in einer Schenke eines Dorfes ein, das ich mit seinen vielen Lichtern schon lange gekannt, aber viel später erreichte, als ich es gehofft hatte. In diesem kleinen lauberen Wirtshaus, das sonst einen ausgezeichneten Eindruck machte, passierte mir das eigentümliche, daß ich einfach nichts zu essen und zu trinken bekam, auch nicht für Geld und gute Worte. Der Wirt war nicht zu Hause und die Wirtin und die Magd waren ganz offensichtlich dermaßen anderweitig beschäftigt, daß ein Gast — ich war der einzige, der in dem kleinen, mit einer trüben Petroleumlampe erhellten Wirtszimmer saß — überhaupt nicht in Betracht kam. Als ich zum drittenmale etwas zu essen bestellte, kam die Wirtin, eine ältere, geschäftige Frau, mit freundlicher, aber bestimmter Miene auf mich zu, um mich zu bitten, doch in das nächste Wirtshaus zu gehen; sie sei augenblicklich zu sehr beschäftigt und mit Augen, aus denen eine gütige Besorgtheit herausblickte, vertraute sie mir still an: es wird nämlich etwas Kleines im Hause erwartet und mit noch ernsterer Miene setzte sie hinzu: Und es geht ihr so schlecht und ein Doktor ist nicht da.

Der Erzähler tat abermals einen Schluck, seufzte verlegen, aber zu gleicher Zeit legte sich etwas wie eine stille Ehrfurcht und geheime Dankbarkeit über sein feines Landschafts-Gesicht.

„Das andere könnt Ihr Euch ja denken.“ Die Alte war glücklich, daß nun doch ein Doktor da war und ich mußte fast grob werden, als sie in einer Art Ekstase fortwährend Komplimente vor mir machte, die noch unterstrichen waren mit der sicherlich objektiv unwahren Behauptung, der Himmel müsse mich geschildet haben.

„Ach und der Himmel!“ — setzte er ironisch hinzu. Besonders damals.

Dann gab er sich einen inneren Ruck und schloß ganz kurz: „Ich kann es Euch einfach nicht sagen, was ich an dem Abend sah und erlebte. Im Grunde ist es ja etwas ganz gewöhnliches. Eine etwas schwierige Niederkunft, sogen. Kopflage, aber schließlich ging ganz gut. Aber das ist nur das äußerliche, das medizinische, das andere — ja — er hustete ein wenig, kam ich eben beim besten Willen nicht fassen. Sie war ein Mädchen, anscheinend aus dem besseren Ständen, nicht verheiratet, irgendwo her aus Süddeutschland und mit einem etwas älteren Manne, in dessen markigem Kopf tiefinnerste Sauberkeit mit einem sozusagen soldatenhaft klaren Willen vermischt waren, hierher in dieses Dorf geflohen. Eigentlich wollten sie weiter, aber es ging nicht mehr. Die Art, wie sie ihr Kind, ein kleines Mädchen mit einem Kopf voll schwarzen Haaren, bekam, wie sie sich hielt, wie sie fast beseligt litt, alles das ist eben auch nicht zu sagen. Jedes Wort darüber wäre — Entweihung. Vielleicht habe ich an dem Abend an vorübergehenden Sinnestäuschungen gelitten. So würde es wohl der richtige Kunst-Psychiater beurteilen haben; denn mir war in jenen Stunden, als ob etwas ungeheuer großes und wunderbares geschehen wäre und als ich am nächsten Tage und auch am übernächsten noch einmal in der Zwischenzeit in einem Auto hinüberfahre zu der Wirtin und dem Mann — denn ich weiß nicht, ob es der ihre wirklich war — da hatte ich wieder die gleiche unbeschreibliche Empfindung, die eine mir unbekannt Welt der Reinheit und Größe, um es gerade herauszusagen, einfach zu neuen, ganz anderen Menschen zu kommen als die, die ich bisher in meinem Leben gesehen und gehört hatte. Mir wars gerade, als ob es in der nächsten Winterluft jänge und läutete von unsichtbaren Glocken.“

Da sah der Erzähler auf einmal das Gesicht des Pastors, der nun seine ganze Kaskade wieder gewonnen hatte

und ihm beglückend fast nachsichtig auf die linke Schulter klopfte und dazu die schöne Bemerkung machte: „Nunwohl, lieber Urs, das war sicher ein ganz interessantes Erlebnis! Na, man kann was erleben auf dem Gebiete.“ Da kommt ich als Pfarrer manches Gegenstück dazu erzählen!“

Da wars, wie wenn ein dunkler Vorhang zwischen dem Pfarrer und dem Arzt gefallen wäre, der sie beide auf zeitweiliges Voneinander schied. Der Redakteur aber sagte nach einer kleinen geschickten Schoupaufe mit einer warmen, die Erregung leicht verhaltenden Stimme:

„Du Urs, eigentlich ist es ja eine Gemeinheit, daß man sich so selten sieht, wie ist eigentlich Deine genaue Adresse. Ist Dir's nicht fatal, wenn ich Dich gelegentlich einmal überfalle?“

Der Erzähler der Flucht nach Aegypten drückte dem Fragenden nur fest die Hand und sagte: „Ich werde mich freuen und meine Frau und die Kinder werden sich auch freuen!“

Da rollte ein dunkler Vorhang, ähnlich wie der, der zwischen dem Kliniker und dem Pfarrer unsichtbar herabgesunken war, zwischen den beiden andern langsam auf. N. Fendrich.

## Der Kampf gegen den Alkohol.

England. Das englische Ministerium des Innern hat kürzlich sein jährlich erscheinendes Blaubuch über die Statistik der Wirtshäuser herausgegeben. Man kann daraus entnehmen, daß die Zahl der Wirtshäuser in England in beständiger Abnahme begriffen ist: sie fiel von 103 341 im Jahre 1895 auf 91 247 im Jahre 1911. Damit geht Hand in Hand eine Verminderung der Verkäufe wegen Trunkenheit: von 207 171 im Jahre 1905 auf 172 150 im Jahre 1911. Gleichfalls macht sich eine sehr starke Abnahme des Verbrauches alkoholischer Getränke bemerkbar. Das englische Unterhaus hat in dritter Lesung mit großer Mehrheit ein Wirtshausgesetz für Schottland angenommen. Das größte Interesse beansprucht darin die Einführung des Gemeindefeststellungsrechts in Schottland — nach einer Uebergangszeit von 5 Jahren. — Die Einwohner können in Zukunft darüber entscheiden, ob sie in ihrer Gemeinde die Zahl der Wirtshäuser belassen oder einschränken wollen oder ob die Wirtshäuser ganz aufgehoben werden sollen. Damit das Verbot in Kraft treten kann, ist eine Dreifünftel-Mehrheit notwendig.

Deutschland. Deutschland scheint auf dem Wege zu einer Reform des Wirtshauswesens zu sein. Der Reichskanzler hat letzten die Bundesregierung ersucht, eine Veränderung des Artikels 33 der Reichsverfassung zu prüfen und besonders daraufhin, ob nicht die in ihrer Gemeinde die Zahl der Wirtshäuser beschränken oder ganz aufheben werden sollen. Damit das Verbot in Kraft treten kann, ist eine Dreifünftel-Mehrheit notwendig.

Italien. Italien scheint auf dem Wege zu einer Reform des Wirtshauswesens zu sein. Der Reichskanzler hat letzten die Bundesregierung ersucht, eine Veränderung des Artikels 33 der Reichsverfassung zu prüfen und besonders daraufhin, ob nicht die in ihrer Gemeinde die Zahl der Wirtshäuser beschränken oder ganz aufheben werden sollen. Damit das Verbot in Kraft treten kann, ist eine Dreifünftel-Mehrheit notwendig.

Island. Island hat seit dem 1. Januar d. J. das Verbot der Einfuhr alkoholischer Getränke. Das Verkaufsverbot tritt erst am 1. Januar 1915 in Kraft, damit die Vorräte bis dahin aufgebraucht werden können. Die Gegner des Verbotes haben es letzten verfrucht, das Gesetz einer neuen Volksabstimmung zu unterwerfen. Jedoch der Althing, das isländische Abgeordnetenhhaus, hat sich geweigert, eine neue Volksabstimmung zu veranstalten mit der Begründung, daß man die Wirkungen des Gesetzes erst abwarten sollte.



## Allerlei.



Buchstabenregiment. Eine stenographische Zeitung läßt diese niedlichen Buchstabenregiment aufmarschieren:

1. Kunstschlagitempelpressfabrikationsneheit.
2. Köschalstloentleerungseinrichtungsmängel.
3. Ziegelstrangpressentahlabfneidebrabefestigungswinkel einjas.
4. Tonveruneinigungsreiner.
5. Lichtdruckabziehbildertisographischeabziehpapierpräparat.
6. Ziegeltransportwagenreifeiben.
7. Kohlenstaubselbstentzündungstemperaturerabminderungsmöglichkeit.
8. Aerenlagementstiftentjahresabonnementserhöhung.